

Barbara Kunrath

Töchter wie wir

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Musik und Text zu »Wie du wohl wärst« auf Seite 76:
Frank Ramond, Johannes Oerding, Ina Müller
© Edition Ramontik / Edition Johannes Oerding / Ina Müller
Mit freundlicher Genehmigung der Sony/ATV Music
Publishing (Germany) GmbH und der EMI Music
Publishing Germany GmbH.



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Januar 2018
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: Getty Images/© Jens Koenig/STOCK4B
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Sabon
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-28923-6

*Wer irgendwo ankommen will,
muss sich irgendwann auf den Weg machen.*

Prolog

Das schwere Schild neben der Gartentür aus massivem Messing und mit dem vollständigen Namen ihres Vaters war noch da, ebenso die riesigen Trauerweiden und der breite, von Buchsbäumen gesäumte Weg.

Wenn man den Blick von der Gartentür über den Weg schweifen ließ, sah man das Haus, groß und beeindruckend. Es hatte dreimal so viele Räume wie Menschen, die darin wohnten, und jede Menge Fenster und verglaste Flächen. Ihre Mutter wollte *Transparenz*. Als Kind hatte Mona keine Ahnung, was Transparenz bedeutete, aber sie fand es schön, wenn morgens die ersten warmen Sonnenstrahlen in die Zimmer fielen. Es gab sonst nicht viel, was in diesem Haus warm war.

Am Geld hatte es nicht gelegen, es musste andere Gründe gegeben haben, warum ihre Familie keine glückliche war.

1. Kapitel
Dezember 2016

1. Mona

Der Automat gab seltsame Geräusche von sich. Irgendetwas zwischen Zahnarztbohrer und Staubsauger. Der Kaffee, den er ausspuckte, war schwarz wie der Teufel und heiß wie die Hölle. So müsse Kaffee sein, hatte ihr Vater immer gesagt. Obwohl er eigentlich sonst nicht sehr gesprächig war.

Mona hob die Tasse, nippte vorsichtig und verzog das Gesicht. Sie mochte dieses bittere Gebräu nicht, jedenfalls nicht so. Sie trank es nur, weil sie vergessen hatte, Milch einzukaufen. Und weil ihr nichts Besseres einfiel, um die Müdigkeit zu vertreiben, die ihr in den Knochen saß.

Die Tage um ihren Geburtstag und um Weihnachten waren immer die schlimmsten. Es waren die Tage, an denen die Erinnerungen sie auffraßen. An ungefähr 350 Tagen schaffte sie es, irgendwie um sie herumzudenken. An den anderen nicht. Dann schoben sich immer wieder plötzliche Bilder in ihren Kopf, die sie dort nicht haben wollte. Das Bild eines langen Flurs, an dessen schmutziger Wand das Bett stand zum Beispiel. Oder das ihrer nackten Beine auf zwei Stützen. Das Bild der Schwester, die ihr die Spritze gab und

sagte: *So etwas machen wir hier fünfmal am Tag.* Oder das der Ärztin, die eine Unterschrift von ihr haben wollte, nur zur Sicherheit.

Das Telefon klingelte. Es kam so unerwartet, dass Mona zusammenzuckte und etwas von der dunklen Brühe auf den Tisch schwappte. *Don't cry for me, Argentina*, plärrte es aus dem kleinen Lautsprecher. Mit etwas Phantasie ließ sich die Melodie erkennen.

»Mist!«, murmelte Mona und schnappte sich ein Stück Küchenrolle. Aus den Augenwinkeln erkannte sie Daniels Nummer. Sie wischte die Pfütze auf und sah am Telefon vorbei an die Wand. Ein Teil davon war zugepflastert mit Postkarten und jeder Menge Fotos. Die meisten zeigten sie oder Chester, ihr Pferd. Oder sie *und* Chester. Auf manchen waren Daniels Kinder zu sehen. Konrad, Paul und Sofie. Oder Judith, ihre beste Freundin, mit ihrem Sohn Emil. Links neben den Fotos stand der petrolblau gestrichene Küchenschrank, den sie vor Jahren auf dem Sperrmüll gefunden und aufgemöbelt hatte. Er war ziemlich alt, irgendwann aus der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, hatte Judiths Mann Henri einmal geschätzt.

Das Klingeln hörte auf, und Monas Blick wanderte weiter zum Fenster. Es war noch dunkel, in der Scheibe spiegelten sich das Licht der Lampe und die vielen Kräutertöpfe, die auf der Fensterbank standen. Eigentlich machte das mit den Kräutern keinen Sinn. Sie ließen jedes Mal spätestens nach ein paar Wochen traurig alles hängen, und sie waren auch völlig überflüssig, da Mona ohnehin nie kochte. Aber die Töpfe sahen immer so nett aus, jedenfalls solange der

Inhalt noch grün und aufrecht war. Und sie dufteten.

Das Telefon begann wieder zu singen. »Verdammt!«, murmelte Mona und sah auf die Uhr. Sie hasste es, frühmorgens zu telefonieren, das wusste Daniel ganz genau, aber ihr Bruder würde nicht so einfach aufgeben.

»Was ist?«

»Guten Morgen, liebe Schwester. Gut geschlafen?«

»Nein. Was willst du?«

»Ich will wissen, warum du Mama nicht zu deinem Geburtstag eingeladen hast?«

»Wieso eingeladen? Das ist doch nicht der Wiener Opernball.«

»Sie geht davon aus, dass du nicht feierst. Das hast du ihr jedenfalls so gesagt.«

»Wollte ich zuerst auch nicht. Aber dann hab ich es mir eben anders überlegt.« Das stimmte. Zuerst wollte sie diesem Tag keine Beachtung schenken, schon gar nicht in Form einer Feier, aber dann erschien ihr plötzlich die Vorstellung, allein in der Wohnung zu sitzen und mit sich selbst auf die vierzig anzustoßen, noch frustrierender. Also hatte sie irgendwann in der letzten Woche doch noch ein paar Leuten Bescheid gesagt. Zuerst nur Judith, ihrer besten Freundin, und ihrem Mann Henri. Natürlich auch Daniel und Anne. Dann ihren Nachbarn, zwei Arbeitskollegen und ein paar Reiterfreunden. Irgendwie waren es immer mehr geworden.

»Du hättest ihr diese Überlegung ruhig mitteilen können.«

»Warum?«

»Was soll die blöde Frage?«

»Sie wird sich nur besaufen und mir die Party versauen.«

»Ich rede mit ihr.«

»Oder im letzten Moment absagen.«

»In dem Fall brauchst du dir wenigstens keine Vorwürfe zu machen.«

»ICH mache mir keine Vorwürfe. Das machst DU.«

Sie hörte Daniel seufzen. »Ich habe ihr gesagt, dass du nur vergessen hast, Bescheid zu geben.«

»Danke.«

»Auch wenn es dir nicht passt: Sie ist auch deine Mutter.«

»Es passt mir nicht, aber mich hat ja keiner gefragt.«

»Aber das Geld, das sie dir regelmäßig zum Geburtstag überweist, das nimmst du schon?

»Ich habe sie nicht darum gebeten.«

»Ach, komm schon.« Jetzt schlug Daniel den versöhnlichen Ton an. Diesen Ton kannte sie, man musste auf der Hut sein, wenn er so klang. »Jetzt sei mal nicht so. Wir sitzen doch im selben Boot.« Das war so ein Lieblingspruch von ihm.

»Ach? Und wer soll rudern?« Das war ihre Lieblingsantwort darauf.

»Wir haben beide unseren Teil der Verantwortung. Du ebenso wie ich.«

»Was ist denn mit *ihrer* Verantwortung?«

»Also, Mona, wirklich. Du benimmst dich wie ein bockiges Kind. Werde doch endlich mal erwachsen. Ich muss jetzt los. Bis morgen.«

Früher gab es Telefone, bei denen man den Hörer aufknallen und so seiner Wut Luft machen konnte.

Das war vorbei. »Scheiße!«, fluchte Mona. Das Display zeigte die Uhrzeit: 7 Uhr 48. »Scheiße!«, wiederholte sie und goss den Rest Kaffee in die Spüle.

Sie zog Jacke und Schuhe an, schnappte sich Mütze und Schal und verließ die Wohnung.

Draußen schneite es. Die Äste der Bäume und Sträucher in den Vorgärten waren bereits weiß, was aussah, als hätte jemand mit einer großen Dose Puderzucker darauf gestreut. Nur auf den Straßen und Gehsteigen war nicht mehr viel übrig von der weißen Pracht, da gab es nur noch nassen, braunen Schneematsch. Mona blieb unter dem Vordach stehen und schaute ärgerlich auf ihre Füße. Falsches Wetter. Falsche Schuhe. *Kind, du hast so schöne Füße, musst du immer in solchen Tretern herumlaufen?*, hörte sie die Stimme ihrer Mutter.

Das mit ihren Eltern war so eine Sache. Einerseits war sie untrennbar mit ihnen verbunden, andererseits hatte sie mehr als die Hälfte ihres Lebens damit verbracht, sich abzugrenzen, Unterschiede festzustellen und Abstand zu halten. Schon sehr früh hatten die beiden sich ein Bild von ihr zusammengebaut, das zwar nicht grundsätzlich falsch, aber auch nie wirklich richtig war. Sie zog sich unvorteilhaft an – *Viel zu bunt, du bist doch kein Hippie* –, sie hatte die falschen Freunde – *Der Vater ist arbeitslos* –, die falschen Vorlieben – *Du stinkst nach Pferd* –, und sie aß natürlich auch die falschen Sachen – *Ich glaube, du hast schon wieder zugenommen* – (ihre Mutter). Sie nutzte ihren Verstand nicht – *Das waren doch ganz einfache Aufgaben* –, sie war eindimensional – *Die Welt ist nicht nur schwarz und weiß* –, sie handelte so unüberlegt

wie ein Kleinkind – *Hast du wirklich dein Taschengeld für diesen Unsinn ausgegeben?* –, und sie strengte sich nicht an – *Vom Singen und Gitarreklimperm kann man sich nichts kaufen* – (ihr Vater). Sie schaffte es nie, so zu sein, wie ihre Eltern sie haben wollten. Also hörte sie irgendwann auf, es zu versuchen.

Mona atmete die kühle, feuchte Schneeluft ein und warf einen Blick auf ihre schönen, neuen Wildlederstiefel. Sie waren an der Seite mit Blumen bestickt und hatten einen langen Reißverschluss am Schaft. Die dicken, klobigen Winterstiefel mit Lammfell und rutschfester Sohle standen oben im Schuhregal. Der Autoschlüssel war auch oben, vermutlich auf der Ablage. Aber vier Stockwerke hoch und wieder runter, das würde sie nicht mehr schaffen, sie war ohnehin schon spät dran. Außerdem war der Stadtverkehr morgens mörderisch; wenn man Pech hatte, stand man an jeder Ecke vor einer roten Ampel.

Entschlossen warf sie die Haustür ins Schloss, zog sich die Mütze tief in die Stirn und stapfte los. Sie musste nur den Pfützen ausweichen, dann würde es schon gehen. Eine schwarze Katze sprang ihr von links direkt vor die Füße. »Du blödes Vieh«, murmelte sie erschrocken. Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Schwarze Katze von links, das bedeutete doch irgend etwas. Auf jeden Fall nichts Gutes. *Denk an was Schönes*, dachte sie, aber ihr fiel nichts Schönes ein. Gar nichts. Alles, was ihr einfiel, war ihr Geburtstag. Vierzig. Sie seufzte. Das war wirklich kein Spaß mehr. Schon gar nicht für eine Frau. Und noch weniger für eine Frau, die keinen Mann hatte. Und keine Kinder. Der vierzigste Geburtstag war vielmehr so etwas wie

ein Meilenstein. Bis dahin durfte man noch auf der Suche sein, sich finden und entwickeln. Aber ab vierzig sollte diese Phase gefälligst abgeschlossen sein, sonst hatte man etwas falsch gemacht.

Schon als Mona noch ein Kind war, hatte dieser Tag für unerfüllte Erwartungen und für Enttäuschung gestanden. Weil sie nur ein paar Wochen vor Weihnachten geboren war, hieß es immer: *Es ist ja bald Weihnachten*, und an Weihnachten: *Du hattest ja erst Geburtstag*. Das, was sie sich am meisten wünschte, bekam sie sowieso nicht: ein Pferd. Seit Mona mit sieben Jahren zum ersten Mal auf einem Pony gegessen hatte, wollte sie eins haben. Das arme Tier hatte damals zu einem Wanderzirkus gehört, und drei geführte Runden im Schritt kosteten fünf Mark, aber dieses Erlebnis hatte eine Tür geöffnet, die sich nie wieder schließen ließ. Als ihr irgendwann klarwurde, dass das mit dem Pferd nichts werden würde, hatte sie ihren Eltern gesagt, dass sie auch mit einem Hund einverstanden wäre, aber ihre Mutter fand Tiere eklig, ganz besonders welche im Haus.

Ihr Smartphone gab einen kurzen Klingelton von sich. Sie zog das Gerät aus der Tasche und lief um eine große Pfütze. Die Nässe hatte das Leder an einigen Stellen schon ganz dunkel verfärbt. Sie hatte vergessen, die Schuhe zu imprägnieren.

Weißt du, dass Frank wieder hier wohnt? Eine Nachricht von Judith. Sie blieb stehen und schrieb zurück. *Was??* Es war ihr von jeher ein Rätsel, wie Leute es schafften, im Gehen Nachrichten zu tippen.

Habe es gestern erfahren.

Bist du sicher???

Jaha!

Woher weißt du's?

Von Gregor und der von Andrea und die von seinem Bruder.

Danke für die Info. Wir reden morgen. Muss weiter.

Mona steckte das Handy wieder ein und beeilte sich, die verlorene Zeit aufzuholen. Frank. *Ihr* Frank. Der Mann, mit dem sie fünf Jahre verheiratet war. *Gewesen* war. Er war damals direkt nach der Scheidung nach Hamburg gezogen, das war nun schon acht Jahre her. Und sie hatte ihn seither nur noch ein einziges Mal gesehen. Auf der Beerdigung ihres Vaters. Dafür war er extra gekommen. Ob er auch auf *ihre* Beerdigung kommen würde, war ungewiss, aber nicht unwahrscheinlich. Frank war konsequent, aber nicht nachtragend. Ihr Vater hätte sich jedenfalls gefreut, ihn zu sehen, wenn er es noch erlebt hätte. Er hatte ihn gemocht. Alle hatten Frank gemocht, auch Daniel. Und natürlich Hella, obwohl das nichts zu bedeuten hatte. Ihre Mutter mochte alles, was männlich war und ohne Fell. Insgesamt hatte Frank bei ihrer Familie einen besseren Stand gehabt als sie selbst, vor allem bei ihrem Vater. Daran hatte noch nicht einmal die Scheidung etwas geändert. Sie blies ärgerlich Luft durch die Nase und streifte im Vorbeigehen etwas Schnee von einer Mauer. Der Schnee war nass und taute sofort in ihrer Hand. Es hatte auch schon wieder aufgehört zu schneien, dafür nieselte es jetzt leicht. Mona blickte nach oben. Dort war nichts zu sehen, nur tiefe Dunkelheit. Kein Schnee, keine Sterne, kein Mond. Auch keine noch so winzige Spur von

ihrem Vater. Ob er irgendwo da oben schwebte und auf sie hinunterblickte? Andererseits hatte er sie nicht gesehen, als er noch lebte, warum sollte sich daran etwas geändert haben, nur weil er tot war. *Im Himmel wie auf Erden.*

Auf dem Neumarkt fand, wie in jedem Jahr, ein Teil des Weihnachtsmarktes statt. Links und rechts, in zwei ordentlichen Reihen, standen die immer gleichen, langweiligen Weihnachtsmarktbuden mit ihren immer gleichen, langweiligen Angeboten und lockten die immer gleichen mehr oder weniger zahlreichen Besucher. Sie selbst eingeschlossen. Sie liebte den Markt, sie liebte die vorweihnachtliche Stimmung, die er verbreitete, und sie liebte das Gefühl einer heilen Welt mit Christkind, Weihnachtsmann, Glühwein, Plätzchen und bunten Lichtern. Auch wenn sie natürlich genau wusste, dass der schöne Schein trog und das Ende nie erfüllte, was der Anfang versprach.

Noch waren die Klapppläden geschlossen, noch herrschte gähnende Leere, aber das würde sich bald ändern. Spätestens gegen elf füllte sich der Platz. Dann kamen Menschen, um sich zu treffen, zu reden, zu lachen, zu essen und zu trinken. Und manchmal auch, um zu streiten. Um Weihnachten herum wurde sowieso viel gestritten, das war statistisch belegt. Mit Frank hatte Mona sich nie gestritten, noch nicht einmal an Weihnachten. Jedenfalls konnte sie sich an keinen einzigen Streit erinnern, nur an ihre Trennung, und selbst die war streitlos. Ihre Eltern dagegen hatten sich ständig gestritten. Das heißt, Hella hatte gestritten, während Norbert meistens schwieg. Das Gezeter

schien ihm nie etwas auszumachen, es war immer an ihm abgeprallt, als trüge er einen unsichtbaren Panzer. Früher hatte Hella ihr auch noch leidgetan deswegen. Aber später nicht mehr.

Die Tür stand einen winzigen Spalt offen. Mona sah das gelbe, kurze Kleid von Hella, ein Nuttenkleid. Max stand direkt vor ihr, weshalb Mona Hellas Gesicht nicht erkennen konnte. Aber sie sah, wie Max sich vorbeugte, sie erkannte es an den blonden Haaren, die plötzlich genau vor Hellas Busen hingen.

»Hmm. Schöne Aussichten«, murmelte er.

Mona kauerte vor der Tür.

»Hier sind die 120 Mark, das Geld für den letzten Monat.«

Max steckte die Scheine in die Gesäßtasche seiner Hose. Seine blonden Locken tanzten im Sonnenlicht.

»Mona macht gute Fortschritte.«

»Das freut mich. Ich schau mal nach, wo sie bleibt. Wir sehen uns nächste Woche?«

»Eigentlich würde ich Sie gerne schon früher wiedersehen.« Max' Stimme wurde plötzlich leise, beinahe vertraulich.

Mona hörte das helle Lachen ihrer Mutter. Und etwas, das sich anhörte wie »Dummer Junge«.

»Wenn ich Sie frage, ob Sie mit mir essen gehen, würden Sie ›ja‹ sagen?«

»Nein«, sagte Hella. Aber sie sagte es so weich, dass es wie »ja« klang.

»Warum nicht?«

Hella antwortete nicht.

»Und wenn ich Sie frage ...?« Die Stimme wurde

noch leiser, Mona konnte nicht mehr verstehen, was Max noch fragte. Sie strich sich über ihr eigenes kurzes Kleid, ohne ihre Hände zu spüren, und schloss die Augen. Wieder hörte sie Hellas helles Lachen. Ihr Herz klopfte wild, als sie die Tür aufstieß.

»Können wir jetzt anfangen?«, fragte sie und schlug den Deckel des Klaviers auf.

Damals hätte sie sich gerne auf die Seite ihres Vaters geschlagen, aber der ignorierte die Bemühungen seiner Tochter, ihm zu gefallen, genauso wie die Tobsuchtsanfälle seiner Frau. Also hatte sie irgendwann damit aufgehört, überhaupt für jemanden Partei zu ergreifen. Was es gleichzeitig leichter und schwerer machte.

Eine Frau und ein Kind standen mitten auf dem Gehweg. Mona war so in Gedanken versunken, dass sie die beiden erst bemerkte, als sie fast auf einer Höhe waren. Etwas stimmte nicht mit ihnen, sie schienen irgendein Problem zu haben, das ließ sich unschwer erkennen. Das Kind, ein Mädchen, vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt, trug einen quietschgelben Anorak und hatte bockig die Arme vor dem Körper verschränkt. Seine auffallend dunklen Haare waren zu einem dicken Zopf geflochten, der unter einer grünen Strickmütze hervorquoll. Es stand mitten auf dem Weg, wie festgewachsen, und sträubte sich gegen was auch immer. Die Mutter, falls es die Mutter war, hatte braune Haare und wirkte gegen das Kind eher blass. Und irgendwie hilflos. Statt auf den sinnbildlichen Tisch zu hauen und dem Theater ein Ende zu setzen,

redete sie auf das Mädchen ein wie auf ein krankes Pferd.

»Jetzt komm doch. Wir müssen uns beeilen, der Termin ist um acht.« Es klang beinahe verzweifelt, aber das Mädchen ließ sich nicht aus seiner sturen Ruhe bringen. Es schüttelte nur den Kopf und reagierte mit nichts. Außer mit Verweigerung.

»Lass dich doch nicht so bitten«, sagte die Frau und zerrte an einem der gelben Ärmel. Danach sagte sie noch etwas, es klang wie *schreien*, obwohl das eigentlich keinen Sinn ergab. Ihre Stimme wirkte auch überhaupt nicht böse, höchstens resigniert.

Mona musste um beide herumlaufen. In stummem Unverständnis schüttelte sie den Kopf. Dabei kreuzte sich für einen Bruchteil von Sekunden ihr Blick mit dem des Mädchens. Sie stockte. Es waren die Augen eines Kindes, aber es lag nichts Kindliches darin.

»Na gut. Was sollen wir denn jetzt deiner Meinung nach tun?«, hörte sie die Frau noch fragen. Doch der Abstand war bereits zu groß, sie konnte nicht mehr verstehen, was sie nach Meinung des Kindes tun sollten, obwohl sie es gerne gewusst hätte.

Der Weihnachtsmarkt ging jetzt in die weitaus malerischere Altstadt über. Mona tauchte mit allen Sinnen in die märchenhafte Kulisse ein und vergaß darüber die gerade erlebte Szene. Diesen Teil der Stadt liebte sie ganz besonders. Die vielen verwinkelten Gassen und Plätze mit ihren kleinen Geschäften, in denen es so viel Schönes und so wenig Nützliches zu entdecken und zu kaufen gab. Die schiefen Fachwerkhäuschen, die vermutlich nur deshalb noch standen, weil sie sich gegenseitig stützten, was ein Umfallen faktisch unmöglich

machte. Und natürlich den Dom. Auch wenn man ihn von hier aus nicht sehen konnte, wusste sie, dass er dort oben stand. Seit mehr als tausend Jahren war er da, wahrscheinlich würde er auch noch die nächsten tausend Jahre dort sein, und aus irgendeinem Grund beruhigte sie dieses Wissen.

Die Limburger liebten ihren Dom, sie waren stolz auf ihn, er war ihnen heilig. Limburg war nämlich nicht nur sehr schön, sondern auch sehr katholisch. So wie ihr Vater. Mit ihm war Mona früher oft im Gottesdienst gewesen. Erst seit sie erwachsen war, ging sie nicht mehr beichten. Im Dom war sie das letzte Mal vor dreizehn Jahren gewesen. Am Tag ihrer Hochzeit.

Ihr Vater kam und nahm ihre Hand. Er führte sie zum Altar. Mona konnte sich nicht erinnern, jemals von der Hand ihres Vaters irgendwohin geführt worden zu sein.

»Er ist ein guter Mann«, sagte er leise.

»Ja.«

»Ein sehr guter.«

»Das weiß ich.«

»Verdirb es nicht.«

2. Hella

Beinah unbewusst tastete Hella nach dem kleinen Knoten, den sie vor ein paar Tagen in ihrer Brust gespürt hatte. Sie zog die Hand schnell wieder zurück, als ihre Finger ihn fanden. *Hochmut kommt vor dem Fall*, hatte ihre Mutter sie immer gewarnt. Und ihr

Stiefvater hatte noch sein *Du glaubst wohl, du bist etwas Besseres* hinterhergeschoben.

Sie nahm die Bürste und fuhr sich mit energischen Strichen über die halblangen Haare. Sie hatten einen sanften kastanienfarbigen Schimmer, fast so wie früher. Sie konnte sich diese Frisur ohne weiteres noch erlauben, das fand auch ihr Friseur. Mona hatte die gleichen kräftigen, stets glänzenden Haare, und auch im Profil glichen sie sich etwas, aber sonst hatte sie nichts von ihr. Sie dachte an die aufsässige Kratzbürstigkeit ihrer Tochter, die in der Teenagerzeit begonnen und die sie nie wieder abgelegt hatte. Nein. Gar nichts hatte Mona sonst von ihr.

Hella schob die Frisur mit beiden Händen in Form und drehte den Kopf, mal nach links und mal nach rechts. Ob sie selbst die dichten braunroten Haare von ihrem richtigen Vater geerbt hatte? Und die grünen Augen? Von ihrer Mutter waren sie jedenfalls nicht, deren Haare waren fusselig, dünn und blond und die Augen bestenfalls grau, jedenfalls ziemlich blass. Hella hätte ihn so gern kennengelernt, ihren *richtigen* Vater. Alles, was sie von ihm wusste, war, dass er Amerikaner war und mit Vornamen Gregory hieß. Sie hatte kein Bild von ihm, obwohl es einmal eines gegeben hatte. Ihre Mutter musste es wohl schon vor ihrem eigenen geistigen Verfall entsorgt haben, im Nachlass war jedenfalls nichts mehr zu finden. Auch kein Nachname und keine Adresse. Sie hatte nichts, er war der blinde Fleck in ihrem Leben. Helmut, ihr Stiefvater, erzog sie nach seinen eigenen Regeln, ihre Mutter hielt sich meistens raus. Ab und zu, wenn er schlechte Laune hatte, schlug er sie, das gehörte dazu.

Ansonsten war er nicht wirklich böse zu ihr. Aber es war klar, dass er sie nicht liebte, sie war nicht sein Kind. Norbert, ihr Mann, war auch nicht böse zu seinen Kindern, die ohne Zweifel seine eigenen waren. Zumindest hatte sie nie erlebt, dass er sie schlug. Aber hatte er sie geliebt? Doch, dachte sie. Auf seine verquere Art hatte er das wohl. Vor allem Daniel. Der Junge war immer sein ganzer Stolz gewesen.

Hella seufzte. Der Knoten war noch da. Seit Tagen war er in ihrer Brust, keine Ahnung wie er dort angekommen war und wann. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Sie legte die Bürste zurück und ging nach unten. Dabei fiel ihr Blick automatisch auf eines der bodentieffen Fenster. Es war noch dunkel, sie erkannte nichts, außer ein paar Lichtern und ihrem gespiegelten Bild. Abends wurde der Dom beleuchtet, das sah majestätisch aus. Morgens nicht, wahrscheinlich aus Gründen der Sparsamkeit. Sie mochte diesen erhabenen Blick, den man von hier auf die Stadt und den Dom hatte, auch wenn es sonst nicht viel gab, was sie an diesem Haus mochte. Dabei war sie so stolz gewesen, als es gebaut wurde. Weil Norbert sie damals gefragt hatte und weil er ihre Vorschläge ernst nahm. Eine Zeitlang hatte sie die Arbeit mit dem Haus sogar darüber hinweggetröstet, Wiesbaden verlassen zu müssen. Sie hatte ständig neue Ideen und einen Architekten, der sie ermutigte und anbetete. Aber irgendwie wurde mit jeder Idee der Abstand zwischen ihr und dem Haus immer größer, und als sie es bemerkte, war es zu spät.

Jetzt wollte sie es nicht mehr. Sie würde es verkaufen. Eigentlich stand das schon seit Norberts Tod für

sie fest, aber erst in den letzten Wochen hatte sich der Wunsch zur unumstößlichen Gewissheit manifestiert. Das Haus tat ihr nicht gut. Es hatte ihr nie gutgetan.

Einfach würde es nicht werden, denn sie brauchte Daniels Einwilligung dazu. Ihm gehörte die Hälfte. Sie hatte in den vergangenen Tagen auch schon mehrfach versucht, ihn deswegen zu erreichen, meistens im Büro, aber entweder war er in einer Besprechung oder bei einem Termin. Seine Sekretärin war genauso gut in ihrem Job, wie es Norberts Sekretärinnen gewesen waren. *Ich richte ihm aus, dass Sie angerufen haben.* Als er gestern dann endlich zurückrief, ging es nur um Monas Geburtstag, und bevor sie auf das Haus zu sprechen kommen konnte, wartete schon wieder ein *ganz wichtiger Kunde.*

Sie griff nach dem Telefon und wählte seine Mobilnummer. Mailbox. Sie sagte nichts, seufzte nur und legte das Gerät wieder zurück auf die Station. Hella telefonierte nicht gerne mit ihren Kindern, sie tat es nur aus Pflichtgefühl oder wenn es einen wichtigen Grund dafür gab. Daniels Geduld fühlte sich nie echt an, sein Interesse an ihr oder ihren Problemen noch weniger. Sie sah ihn dabei jedes Mal vor sich, wie er ungeduldig mit den Fingern auf die Schreibtischplatte klopfte. Die gleiche Schreibtischplatte übrigens, auf die bereits sein Vater getrommelt hatte.

Mona dagegen war meistens ganz unverstellt und unfreundlich. Mit ihr über was auch immer zu reden, war jedes Mal eine Herausforderung. Ihre Tochter war auf Rebellion aus. Hella verstand sie nicht, hatte sie nie verstanden. Mona hätte alles haben und alles erreichen können. Und was hatte sie aus ihrem Leben

gemacht? Die besten Partien ausgeschlagen, das Studium abgebrochen, die Ehe in den Sand gesetzt. Außerdem ließ sie sich gehen. Sie ging monatelang nicht zum Friseur, sie zog sich unvorteilhaft an, manchmal stank sie sogar nach Pferd. Nein, Hella verstand sie nicht. Sie selbst hatte sich nie gehenlassen. Jedenfalls nicht so. Sie achtete auf sich. Sobald sie das Haus verließ, war alles tadellos.

Darin war Daniel ihr ähnlich. Er sah auch immer sehr gepflegt aus. Das hatte für seinen Vater allerdings auch gegolten; was das anging, konnte man ihm nichts nachsagen.

Sie sah zu, wie der zischende Dampf aus dem Kaffeeautomat sich langsam im Raum verteilte. Ihre Glieder schmerzten. Sie fühlte sich sehr alt.

Ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoß, saß Hella wenig später in einem der schweren Sessel vor einem der großen Fenster im Wohnzimmer und las. Die Geschichte im Buch nahm sie mit. Es ging um eine Frau, die eine falsche Entscheidung getroffen hatte, was eine Kette fataler Ereignisse nach sich zog. Paula, so hieß die Protagonistin, hatte sich für diesen Kerl entschieden, diesen aufgeblasenen Arzt, und ihn geheiratet, anstatt ihrer Passion zu folgen und als Entwicklungshelferin ins Ausland zu gehen.

Diese Geschichte erinnerte Hella an ihr eigenes Leben. Als sie ein junges Mädchen war, hatte sie von einer Karriere beim Film geträumt. Sie hatte sich erkundigt und von Schulen erfahren, in denen man die Schauspielerei richtig erlernen konnte, aber ihre Eltern wollten nichts davon wissen. Und ihr Vater hatte wie

immer sehr schlagkräftige Argumente, die dagegen sprachen. Am Ende hatte sie die erste angebotene Stelle angenommen und als Verkäuferin in einer kleinen Bäckerei gearbeitet.

Sie schlug das Buch zu. Monas Nummer war im Telefon eingespeichert. Sie drückte die Taste und wartete. Sie zählte das Läuten. Genau siebenmal. Wie immer.

3. Mona

Um zwei Minuten nach acht betrat Mona das Bürogebäude. Kein besonders schönes Gebäude, auch wenn man versucht hatte, der Fassade mit Naturschiefer und roten Fenstern etwas Charakter zu geben.

Ihr erster Gang führte – wie jeden Morgen – zur Kaffeemaschine im ersten Stockwerk. Die Kollegen, die ihr im Vorbeigehen begegneten, grüßte sie leise, damit Christian sie nicht hörte. Sie wollte ihm auch nicht begegnen, jedenfalls nicht jetzt, um zwei Minuten nach acht, mit Mantel und in nassen Stiefeln.

Als Mona in ihrem Büro ankam, fuhr sie sofort den PC hoch, hängte den Mantel an die Garderobe und zog die Stiefel aus. Sie betrachtete besorgt die Ränder, die sich jetzt weiß zu färben begannen, und stellte die Schuhe unter die Heizung. Dann schob sie den Bürostuhl vor die Heizung, legte ihre kalten, feuchten Füße auf die Abdeckung und schloss die Augen. Ihr Büro war zwar ziemlich klein und weiß Gott nicht komfortabel, aber dafür hatte sie es ganz für sich allein.

Ihre Gedanken kreisten um die bevorstehende Geburtstagsparty. Sie versuchte es mit einem Plan. Es